

Transferleistung



Wieder und wieder probieren die beiden die gleiche Form. Es will einfach nicht hinhalten mit der Technik. „Du musst ihn weniger ziehen wollen und mehr in sich zusammenfallen lassen,“ rege ich an. „OK, ich versuch’s,“ bekomme ich als Antwort. „Nein!“ grummel ich zurück. „Mach es oder mach es nicht, es gibt kein Versuchen.“ - „Hat Ueshiba das gesagt?“ - „Fast.“

Was wunderschön nach alter, asiatischer Weisheit klingt, stammt in dieser Formulierung nicht aus Budo oder Budo Renshu, sondern aus einem Klassiker Hollywoods: Yoda war es, der seinen Noch-nicht-Vorzeigeschüler so zurechtwies. Nun bin ich, auch wenn ich diese komische Freizeitbeschäftigung mit den Schlafanzügen und den Baggy Pants mache, halt kein Japaner. Es fällt mir daher nicht schwer, mich und mein Aikido auch interessanten Einflüssen aus anderen Kulturkreisen zu öffnen. Obwohl das mit den Jedi und der Macht ja nun schon irgendwie an asiatische Kampfkunst erinnert. Nicht nur Yoda und Obi-Wan wirken wie japanische Budo-Lehrer, auch Darth Vader und seine Truppen zeigen eine gewisse Samurai-Optik. Und erst die Laser-Schwerter ...

Natürlich ist das kein Zufall, sondern hier gibt es einen belegten Fall von kulturellem Transfer. George Lucas, der kreative Kopf hinter Star Wars, hat seine Inspiration auch in einem Interview offenbart. Motive, Figuren und Schnitt

des erstgedrehten Filmes sind an ein Werk von Akira Kurosawa angelehnt. Die beiden zu Weltruhm gelangten Droiden R2-D2 und C-3PO basieren auf den Figuren Matashichi und Tahei im Film „Die verborgene Festung“.

Ah ja, da haben wir also den Ursprung gefunden: der große Kurosawa, ein japanisches Original, von dem Lucas den kulturellen Transfer als Basis seines Erfolgs abgezweigt hat. Japanisches Original. Ja. Aber. Kurosawa hat sicherlich seinen nicht unbedeutenden Beitrag zur japanischen Kulturgeschichte geleistet. Aber auch er hat sich inspirieren lassen. Insbesondere von William Shakespeare. „Das Schloß im Spinnwebwäldchen“ etwa ist eine ziemlich gute Verfilmung von „Macbeth“, in der die schottischen Kilts gegen schneeige Hakama getauscht wurden, und in „Ran“ finden wir diverse Elemente aus „King Lear“ wieder.

Japan hat schon immer eine Menge aus anderen Kulturen übernommen und daraus sein ganz eigenes Ding gemacht. Recht offensichtlich stammt das Schriftsystem zu großen Teilen aus dem Chinesischen, insgesamt lässt sich in Japan ein prägender Einfluss aus dem Reich der Mitte nicht verleugnen. Diese Einflüsse kamen durch Besiedelungs- und Handelsbeziehungen zustande. Etwas weniger bekannt sind die westlichen Einflüsse, obwohl Japan sie zum Teil explizit gesucht hat.

Die ersten Delegationen einzelner japanischer Daimyos besuchten Europa, genauer: den Vatikan, schon im späten 16. Jahrhundert. Nach der berühmten Schlacht von Sekigahara 1600, die die Machtübernahme durch Ieyasu Tokugawa als Shogun besiegelte, übernahm dieser die zentrale Kontrolle über die Auslandsbeziehungen. Handel mit dem Westen war zwar zugelassen, aber Einflüsse wie die Missionsbestrebungen der christlichen Kirchen wurden unterbunden. Japan schottete sich gegenüber dem Westen ab.

Erst als zum Ende der Tokugawa-Ära die Macht des Shogunats bröckelte, wurde der Kontakt zum Westen wieder gesucht. Unter dem vorletzten Shogun Iemochi Tokugawa wurde 1860 eine Delegation zunächst in die USA gesandt (also in dem Jahr, in dem Lincoln Präsident wurde und der Bürgerkrieg sich dort abzuzeichnen begann), der 1862 und 1863 weitere Delegationen nach Europa nachfolgten, um dort jeweils Informationen über die westliche Zivilisation zu sammeln sowie neue Handelsbeziehungen zu ermöglichen.

Das Shogunat hatte noch andere Interessen – so organisierte man sich etwa von Napoleon III. Unterstützung bei der Entwicklung des eigenen Militärs, insbesondere der Marine, was dazu führte, dass 1868, nachdem der 15. und letzte Tokugawa-Shogun Yoshinobu sein Amt niedergelegt hatte,



die japanische Marine bereits über acht Kriegsschiffe mit Schraubenantrieb nach westlichem Vorbild verfügte. Um den Niedergang des Shogunats abzuwenden, waren zuvor militärische Dienstleistungen wie Bombardements aufrührerischer Städte bei den westlichen Mächten eingekauft worden – erfolglos. Wer Hollywood mag: Der Film „Der letzte Samurai“ mit Tom Cruise spielt in dieser Zeit, verfolgt allerdings keinen Anspruch auf historische Korrektheit. Insbesondere wird der amerikanische Anteil – publikumswirksam – wohl überbetont.

In den ersten Jahren der Amtszeit von Kaiser Meiji war Japan bemüht, als „gut“ erkannte Dinge vom Westen zu übernehmen und dabei zugleich die asiatische Identität zu bewahren. Eine Übergangsregierung bildete sich, die unter anderem ihr halbes Kabinett in den Westen sandte, um erneut Informationen zu sammeln und die Grundlagen für einen modernisierten japanischen Staat zusammenzutragen.

Diese sogenannte Iwakura-Mission dauerte von 1871 bis 1873. Insbesondere Deutschland bzw. Preußen wurde in dieser Zeit dreimal von der Delegation aufgesucht. Die Iwakura-Mission – benannt nach ihrem Leiter Tomomi Iwakura, der den Vorgänger von Kaiser Meiji angeblich tötete, um den Weg für Reformen freizumachen – schaute sich nun weitere Felder an, die für Japan interessant waren. So lassen sich insbesondere in der japanischen

Verfassung von 1889, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg ersetzt wurde, sowie allgemein in der Gesetzgebung deutliche Spuren deutscher Vorbilder wiederfinden.

Im Bildungs- und Erziehungssystem lassen sich ebenfalls westliche Einflüsse entdecken. Bereits vor der Mission war in Japan beschlossen worden, die medizinische Ausbildung nach deutschem Vorbild zu gestalten. Aber auch Äußerlichkeiten schlugen sich nieder: Die Schuluniformen japanischer Mädchen hatten ihre Vorbilder bei der britischen Marine, die der Jungen beim preußischen Heer. Und auch im modernen Aikido finden wir – über den Umweg des Kodokan Judo – einen preußischen Einfluss wieder. Die Zählung von 6. Kyu, 5. Kyu, 4. Kyu, 3. Kyu, 2. Kyu und 1. Kyu entspricht Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Sekunda und Prima, den Klassen des preußischen Gymnasiums, die zu durchlaufen waren, um die Hochschulreife und damit die Zulassung zum eigentlichen Studium zu erlangen.

Diese Phase der japanischen Geschichte ist geprägt vom Bestreben, insbesondere militärisch-industriell sowie akademisch mit dem Westen auf Augenhöhe zu kommen, um bei Verhandlungen als gleichwertiger Partner zu gelten. Während alles Westliche als modern galt (der letzte Shogun ließ sich auf offiziellen Portraits in französischen Uniformen ablichten), wuchs zugleich ein starker Nationalis-

mus heran. In genau diese Zeit der Reformen und der Gegenbewegungen, die sie ebenfalls hervorriefen, wurde Morihei Ueshiba hineingeboren. Er wuchs auf in einer Zeit des Umbruchs, war in seinem alles andere als langweiligen Leben immer neuen Einflüssen unterworfen und hat diese wieder und wieder aufgenommen und daraus sein eigenes Ding gemacht. Aus der letalen Kampfkunst seiner frühen Jahre wurde der friedliche Weg, den wir heute kennen.

Als Holsteiner werde ich vermutlich nie das gleiche Aikido-Verständnis entwickeln wie ein Japaner, sondern ein anderes, eigenes, da ich eine eben ganz andere inhärente kulturelle Prägung habe. Vielleicht bin ich als Nicht-Nachfahre der Samurai sogar freier in meiner Entscheidung, was ich in „mein Aikido“ übernehme und von wem? Gern auch von Yoda. ■

Markus Hansen lebt und unterrichtet Aikido in Schleswig-Holstein. <https://www.aikido-kiel.de/> Unter kolumne@aiki.do freut er sich über Feedback.